

Diese folgenden „Bücher“ der Platenschen Selbstbekenntnisse waren es vor allem, welche einer Herausgabe Schwierigkeit bereiteten. Auch als Manuskript sind sie lange Zeit „nur mit besonderer Erlaubnis“ zu benutzen gewesen. Was dazu führte, mit diesem Banne zu brechen, ist in dem Vorwort zum ersten Bande gesagt worden. Es erübrigt, sich zu fragen, wie Platen selbst einer Veröffentlichung dieser Hefte sich gegenüber gestellt haben würde.

Der Dichter hat stets an Leser seines Tagebuchs gedacht. Sah er diese im Beginne seiner Aufzeichnungen unter seinen Freunden, welche „es ergözen wird, dergleichen, wenn ich nicht mehr bin, zu lesen“, so hat ihm doch auch der Fernerstehende, der „durch Zufall“ an diese Lektüre herantrete, früh vor Augen geschwebt. Er entschuldigt vor diesem seine „unfeste und unglückliche Gemütsart“, ruft seine „Nachsicht“ und „bei gleichem Empfinden“ sein mitfühlendes Verständnis an. Bis die zunehmende Leidenschaft in der Schilderung seiner Seelenqualen ihm die Vorstellung eines teilnehmenden Lesers geradezu zum Troste macht. „O wer du auch seist, dem einst vielleicht diese Blätter in die Hände fallen,“ gipfelt eine dieser schmerzlichsten Apostrophen, „Klage um mich, weine mit mir, glaube mit mir, daß ich unaussprechlich gelitten habe!“ (S. 158.)

Daneben fehlt es freilich nicht an Stimmungen, wo es den Verfasser des Tagebuchs reut, „sich so oft preisgegeben zu haben“. Er hätte „vielleicht alle diese Blätter vernichten“, zum mindesten die Namen bestimmter Persönlichkeiten aus dem Texte tilgen können. Aber wie „nach seinem Tode gelesen, das nichts zu bedeuten habe“, so würde

andererseits mit der Weglassung gewisser Stellen „der größte Teil des Verdienstes dieser Aufzeichnungen verloren gegangen sein“. „Möge daher auch der Leser ihn streng beurteilen, er darf seinem Tagebuche nichts verschweigen“: „meine Empfindungen müssen sich hier klar darstellen“. (S. 67.)

In eben dieser Rückhaltlosigkeit, „mit der der Dichter seine geheimen Gefühle äußert“, hatte schon Friedrich Jügger in seinem biographischen Fragmente eine Rechtfertigung von Platens Charakter gesehen, „so daß, wer selbst nicht für sich vermag, einer ähnlichen Anschauungsweise sich hinzugeben, in dieser Offenheit doch ein Zeichen erblicken müsse, wie unverfänglich und lauter solche Empfindungsweise gewesen sei“. Wir teilen diese Auffassung und sind daher selbst vor der Veröffentlichung des „schwarzversiegelten“ zweiundzwanzigsten Buches (das „nach seinem Tode“ übrigens auch „zu öffnen“ sei!) nicht zurückgeschreckt. Ja wir danken es einem guten Glücke, welches uns diese Blätter erhielt, da aus ihnen deutlich wie aus allem anderen Platens völlige Schuldblosigkeit gegenüber dem Vorwurfe „innerer Verdorbenheit“ spricht (vgl. S. 325 Anmerkung 1). Nur einem „excès d'une fantaisie émue“ war „le crime“ — wenn in dem Iphosener Briefe an „Abraß“ überhaupt eines zu sehen — entsprungen. Platens ethisches Zartgefühl empfand es indes als solches. Er „wußte“ fortan, „was Gut und Böse“; er ging geläutert und gestärkt aus dieser inneren Katastrophe hervor. Aber wenn er bei seinem Schönheitskultus „gern allem Sinnlichen entsagte“, „auch auf das, was weit darüber steht, vermochte er nicht zu verzichten“. (S. 544.) Denn „die Poesie hat keine Existenz ohne Liebe!“ (S. 502.) Er hätte mit ihr auch seine „unüberwindliche Neigung zur Dichtung“ geopfert.

Bilden somit Lieben und Dichten für den Verfasser des Tagebuches einen Wechselbegriff, so ist Vollständigkeit bei Veröffentlichung des letzteren schon aus diesem Grunde, durch das ästhetische nicht minder als das psychologische Interesse bedingt. Ueberall führt diese Seelenstimmung, diese „Liebe“ (und Platens Selbstbekenntnisse wollen und können ihrer Natur nach ja nichts anderes als eine „Geschichte seiner Neigung“ sein!),

überall führt dieselbe zur Dichtung; überall weist der Dichter auf den Zusammenhang zwischen dem besonderen erotischen Erlebnis und seiner Verklärung in einer poetischen Schöpfung hin. Denn nicht nur die einzelnen lyrischen Laute, groß angelegte Werke epischen und dramatischen Stiles leiten auf die gleiche Quelle psychischer Erregung zurück. Wir kommen zum teil um sie, sie bleiben wie „Die Harfe Mahomets“ Bruchstück, eben weil die Quelle erotischer Erwärmung über der Arbeit versiegte. (I, S. 550.) „Und wer wollte etwas mit kaltem Herzen schaffen?!" Oder Platen beweist die Wahrheit dieses seines Satzes durch das Gegenteil. Er schreibt Schauspiele, bei denen „die Liebe ihm ein reiner theatralischer Ressort“. Und es entstehen Komödien, die uns jetzt um so fühlbar anmuten, als das Drama seiner Jugend, „Der Hochzeitgast“ durch das Tagebuch nach Absicht und Stimmung uns so viel näher getreten ist. Eine Arbeit, die so ganz von dem persönlichen Leben des Dichters erfüllt ist, daß er seine Seelenzustände mit Selbstzitate daraus erklärt (I, S. 722, 828), und die leider auch nur unvollendet blieb, weil „die Funken einer verglühten Sehnsucht in der Asche nicht mehr sprühten“ (vgl. I, S. 659).

Und so ist auch die größte Enttäuschung endlich, die er und wir mit ihm erleben, — Italien! aus der gleichen Grundursache seelischer Befangenheit zu erklären. Diese verheißenen „Odysseen und Iliaden“ bleiben aus, nicht weil die Aufgabe an sich dem Dichter als zu hoch erschienen, sondern weil in dem Lande der Schönheit der „gänzliche Mangel an Liebe“!! ihm die Arbeitskraft lähmte und versagte! Ja, wenn denn einmal von Platen im apologetischen Tone gesprochen sein soll, sei gerade auf diese eigentümliche Erscheinung besonderer Nachdruck gelegt. Der Dichter vermochte „sinnliche und geistige Liebe nicht voneinander zu trennen“. Wehrte er sich mit dieser Erkenntnis früher gegen seine Kameraden, die ihn mit seiner Enthalttsamkeit von den Weibern neckten, so war ihm später auch „der bloß sinnliche Trieb nach der schönen Form“, wie er ihm in der griechischen Anthologie etwa oder in gewissen Antiken der Markusbibliothek zu Venedig entgegentrat, als seinem sittlichen Instinkte widersprechend, nicht verständlich. Nur „in

beglückter Liebe“ hoffte und suchte er zu schaffen. Aber diese sah ab von der gewöhnlichen Befriedigung: sie setzte „eine Gemeinschaft des Entsagens“, nicht eine solche des Genusses voraus! (26. August 1822.) Das ist es, was Heinrich Heine von so anderen Voraussetzungen ausgehend, als „romantisch“, oder boshafter noch, als „heuchlerisch und pfäffisch“ an Platens Eros verhöhnte. Es ist auch der Grund, weshalb der letztere in Italien das Glück nicht fand, das er ersehnte. In diesem Lande, das seinem Schönheitskultus so entgegenkam, bleibt sein Herz leer und unempfindlich. Er bewundert die Italiener in ihrer Lebenswürdigkeit. „Die Bekanntschaft“ jedoch, „die er am liebsten machte, macht er nie!“ (S. 887). Denn das „süße Sehnen“ ist der Liebe hier versagt: „sie ist ohne Melancholie!“ (S. 836.) So erklärt sich bei Platen in Italien ein gewisser Mißmut mit seinen Umgebungen, ja eine Nieder geschlagenheit, die ihn auch seine großen dichterischen Pläne einen nach dem anderen aufgeben läßt. „Nur kleinere Produktionen machen ihm von Zeit zu Zeit fühlbar, daß er noch lebe.“ Mitten unter den Wundern der Kunst und der Natur „kommt er sich“, wie er mit übertreibender Bitterkeit sich ausdrückt, „an Leib und Seele erbärmlich vor“! (S. 851.) „Mein einziger Genuß besteht eigentlich nur noch im Spaziergehen“!! (S. 855.)

In der That enden denn auch Leben und Tagebuch des Dichters mit einem „Spaziergange nach Syrakus“, der von Seumes gleichnamiger Arbeit wie Licht vom Schatten sich hebt. Dieser glänzende Abschluß von Platens Memoiren wirft ein milderndes, versöhnendes Licht auf alles, was uns vorher in ihnen etwa herb und peinlich erschienen ist. Der Naturfreund, der Dichter, der seine Kunstkenner reichen bei diesen so anschaulichen Schilderungen einander die Hand. Und wie die Lyrik der Stimmung den Eindrücken entsprechend dann bald in erhabenen Odenschwung, bald in die Lieblichkeit des kleinen Gelegenheitsgedichtes sich ergießt, so leuchten auch die Bilder der Schönheit von Zeit zu Zeit wieder in die Darstellung hinein. Aber die Freude am schönen Menschen hat sich zu „anmutiger Befriedigung“ gedämpft (S. 960). Nirgends ein eigentliches Pathos mehr; nirgends mehr „die Kämpfe liebender Ent-

sagung"! Gefaßten Sinnes setzt der einsame Waller seine Straße fort, bis das selbsterwählte Ziel ihm den Wanderstab für immer aus den Händen nimmt.

Jahr und Tag ist vergangen, seit der erste Band dieser Memoiren zu festlicher Gelegenheit erschienen ist! Sind an der Verzögerung in der Herausgabe der Fortsetzung auch vielfach äußere Verhältnisse schuld, so bot ebenso die Arbeit an sich Schwierigkeiten, die sich nicht in kurzer Zeit bewältigen ließen. Um der gelehrten Vielseitigkeit eines Platen beim Nachweis seiner Lektüre nahe zu kommen, galt es selbst eine Art Polyhistor zu sein. Daß hierbei sich Grenzen ziehen, ist mit dem non liquet einer ganzen Reihe unauffindbarer Belegstellen zugegeben. Doch hat das Notenregister noch manchen nachträglichen Nachweis gebracht, sowie ich auch ersuche, dasselbe in allen den Fällen zu Rate zu ziehen, wo Versehen im Text und in den Anmerkungen Anlaß zu Bedenken geben. Auch das Personenregister strebt hie und da eine Vervollständigung zu den Namen und Noten des Textes an.

Zu besonderem Danke bin ich dem Geh. Hofrat, Bibliotheksdirektor Dr. Wilhelm Pertsch in Gotha und dem k. Oberbibliothekar Joseph Namer in München für die gütige Hilfe verpflichtet, die sie mir bei Nachweis und Uebersetzung der persischen Citate erwiesen haben. Daß fernerhin Dr. Erich Peget, Sekretär der k. Hof- und Staatsbibliothek in München, zusammen mit dem Direktor dieser Bibliothek, Geheimen Rat Dr. v. Laubmann, meinem verehrten Mitarbeiter, die Korrektur des zweiten Bandes der „Tagebücher“ nachgelesen hat, ist der Textreinheit des letzteren sichtlich zu gute gekommen. Auch für gelegentliche Unterstützung beim Kommentare habe ich herzlich zu danken.

Ich schließe mit der gleichen Bitte an die Leser, die ich in dem Vorwort des ersten Bandes an sie gerichtet habe: Erfasst die Gabe, wie der Dichter selbst sie aufgefasset haben wollte, erkennt „den größten Teil

des Verdienstes dieser Aufzeichnungen“ in ihrer aufklärenden Wahrheit an! Aber wenn ebenderselbe sich zu keiner Zeit „so bleich fühlte, daß er der Schminke brauchte“, so thut gerade im Hinblick auf die schwerwiegenden Thatfachen seines inneren Lebens, die diese Hefte enthüllen, wohl, was er unmittelbar diesem Ausdrucke seines gewissen-
sicheren Bewußtseins folgen läßt: Worte der bescheidenen Fürsprache für sich selbst, welche auch diese Selbstbekenntnisse erst eigentlich deuten:

„Es kenne mich die Welt, auf daß sie mir verzeihe!“

Weimar, im Oktober 1899.

L. v. Geffler.